

# Texte zum Konzert der Liedklassen

## KS Prof. Dr. Dr. h.c. Christian Gerhaher und Prof. Gerold Huber

13. Dezember 2025 16:00 Uhr  
Arcisstraße: Kleiner Konzertsaal

### Friedrich Schlegel (1772-1829)

## Abendröthe

### Erste Abteilung

#### *1. Tiefer sinket schon die Sonne*

Tiefer sinket schon die Sonne,  
Und es atmet alles Ruhe,  
Tages Arbeit ist vollendet,  
Und die Kinder scherzen munter.  
Grüner glänzt die grüne Erde,  
Eh' die Sonne ganz versunken;  
Milden Balsam hauchen leise  
In die Lüfte nun die Blumen,  
Der die Seele zart berühret,  
Wenn die Sinne selig trunken.  
Kleine Vögel, ferne Menschen,  
Berge himmelan geschwungen,  
Und der große Silberstrom,  
Der im Tale schlank gewunden;  
Alles scheint dem Dichter redend,  
Denn er hat den Sinn gefunden;  
Und das All ein einzig Chor,  
Manches Lied aus Einem Munde.

#### *2. Die Berge*

Sieht uns der Blick gehoben,  
So glaubt das Herz die Schwere zu besiegen,  
Zu den Himmlischen oben  
Will es dringen und fliegen.  
Der Mensch, emporgeschwungen,  
Glaubt schon, er sei durch die Wolken gedrungen.

Bald muß er staunend merken,  
Wie ewig fest wir auf uns selbst begründet.  
Es strebt in sichern Werken  
Sein ganzes Tun, verbündet,  
Vom Grunde nie zu wanken,  
Er baut wie Felsen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden  
Sieht er die kühnen Klippen spottend hangen;  
Vergessend aller Leiden,  
Fühlt er einzig Verlangen,  
An dem Abgrund zu scherzen,  
Denn hoher Mut schwillt ihm in hohem Herzen.

### 3. *Die Vögel*

Wie lieblich und fröhlich,  
Zu schweben, zu singen;  
Von glänzender Höhe  
Zur Erde zu blicken!

Die Menschen sind töricht,  
Sie können nicht fliegen;  
Sie jammern in Nöten,  
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will töten,  
Dem Früchte wir pickten;  
Wir müssen ihn höhnen,  
Und Beute gewinnen.

### 4. *Der Knabe*

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,  
Ach wie wollt ich lustig fliegen,  
Alle Vögel weit besiegen.

Wenn ich so ein Vogel bin,  
Darf ich alles, alles haschen,  
Und die höchsten Kirschen naschen;  
Fliege dann zur Mutter hin.  
Ist sie böse in ihrem Sinn,  
Kann ich lieb mich an sie schmiegen,  
Ihren Ernst gar bald besiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,  
Dürft' ich in der Sonne schwingen,  
Daß die Lüfte laut erklingen,  
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.  
Wär ich über jene Hügel,  
Ach dann wollt' ich lustig fliegen,  
Alle Vögel weit besiegen.

### 5. *Der Fluß*

Wie rein Gesang sich windet  
Durch wunderbarer Saitenspiele Rauschen,  
Er selbst sich wieder findet,  
Wie auch die Weisen tauschen,  
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauschen;

So fließet mir gediegen  
Die Silbermasse, schlangengleich gewunden,  
Durch Büsche, die sich wiegen,  
Von Zauber süß gebunden,  
Weil sie im Spiegel neu sich selbst gefunden;

Wo Hügel sich so gerne  
Und helle Wolken leise schwankend zeigen,  
Wenn fern schon matte Sterne  
Aus blauer Tiefe steigen,  
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

So schimmern alle Wesen  
Den Umriß nach im kindlichen Gemüte,  
Das zur Schönheit erlesen,  
Durch milder Götter Güte,  
In dem Krystall bewahrt die flücht'ge Blüte.

### 6. *Der Hirt*

Wenn ich still die Augen lenke  
Auf die abendliche Stille,  
Und nur denke, daß ich denke,  
Will nicht ruhen mir der Wille,  
Bis ich sie in Ruhe senke.

Weil noch mild der Mittag glühte,  
Wollt' ich an der Quelle liegen,  
Mich in süße Bilder wiegen;  
Da kam Anmut ins Gemüte,  
Alle Wehmut zu besiegen.

Wenn ich an das Bild gedenke,  
Auf die abendliche Stille  
Nun die stillen Augen lenke,  
Will nicht ruhen mir der Wille,  
Bis ich sie in Ruhe senke.

### 7. *Die Rose*

Es lockte schöne Wärme,  
Mich an das Licht zu wagen;  
Da brannten wilde Gluten,  
Das muß ich ewig klagen.  
Ich konnte lange blühen  
In milden heitern Tagen;  
Nun muß ich frühe welken,

Dem Leben schon entsagen.  
Es kam die Morgenröte,  
Da ließ ich alles Zagen,  
Und öffnete die Knospe,  
Wo alle Reize lagen.  
Ich konnte freundlich duften

Und meine Krone tragen;  
Da ward zu heiß die Sonne,  
Die muß ich drum verklagen.  
»Was soll der milde Abend?«  
Muß ich nun traurig fragen.  
Er kann mich nicht mehr retten,  
Die Schmerzen nicht verjagen.  
Die Röte ist verblichen,  
Bald wird mich Kälte nagen.  
Mein kurzes junges Leben  
Wollt' ich noch sterbend sagen.

#### 8. *Der Schmetterling*

Wie soll ich nicht tanzen?  
Es macht keine Mühe;  
Und reizende Farben  
Schimmern hier im Grünen.  
Immer schöner glänzen  
Meine bunten Flügel,  
Immer süßer hauchen  
Alle kleinen Blüten.  
Ich nasche die Blüten,  
Ihr könnt sie nicht hüten.

Wie groß ist die Freude,  
Sei's spät oder frühe,  
Leichtsinnig zu schweben  
Über Tal und Hügel.  
Wenn der Abend säuselt  
Seht ihr Wolken glühen;  
Wenn die Lüfte golden,  
Scheint die Wiese grüner.  
Ich nasche die Blüten,  
Ihr könnt sie nicht hüten.

#### 9. *Die Sonne*

Mit lieblichem Bedauern  
Sehnt sich der Mutter Auge, und muß trauern.  
Noch einmal sie umfangend,  
Vergehn die Kleinen, an den Blicken hangend;  
Sie soll und muß sich trennen,  
Nur eine Mutter kann solch Leid erkennen.  
So ström' ich volle Farben,  
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;  
Und fort vom ird'schen Bande

Will alles hin zu mir in sanftem Brande.  
Ach dürft' ich mich erniedern,  
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwidern!  
Noch strömen bunte Fluten,  
Und heller lodern nur die Lebensgluten;  
Die Erde scheint zu rauschen,  
Als strebte sie den Wohnsitz zu vertauschen. –  
Nun muß ich dennoch scheiden,  
Und euer Tändeln bis auf Morgen meiden!  
So sauge, Mensch, denn trunken  
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!  
Noch einmal will ich strahlen,  
Und dann versinken in der Trennung Qualen.

#### *10. Die Lüfte*

Wie säuseln ach so linde!  
Wir in den Blüten,  
Und lindern heiße Liebe  
In kühlen Düften.

Wenn Blumen süß erröten,  
Beschämt sich neigen,  
Berührten wir die schönen  
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze säuseln  
Dem, der sich grämet,  
So wird die leise Freude  
Ihn bald beschämen.

#### *11. Der Dichter*

Was wünschen und was streben alle Sinnen? –  
Sie möchten wieder in das All verschweben.  
Was ist das höchste Ziel von allem Streben?  
Es will der Mensch, wenn er verklärt, von hinnen.

Drum wollt ihr, sel'gen Götter! Dank gewinnen  
Von dem, der hohem Dienste sich ergeben,  
In heiliger Natur nur lebt sein Leben,  
So laßt ihn schnell in leichten Duft zerrinnen.

Es schwebt die Seele gern auf süßen Tönen,  
Und lauschet sinnend, was es wohl verkünde,  
Ob auch die Gottheit schon den Wunsch gewähre.

Sie wünscht sich im Gesang so zu verschönen,  
Daß ihren Leib das Flammenspiel entzünde,  
Sie selbst in leisen Hauch sich bald verkläre.

## Zweite Abteilung

### *12. Als die Sonne nun versunken*

Als die Sonne nun versunken,  
Blühet noch der Abend rot.  
Lange schienen weit die Flammen,  
Gegenüber stand der Mond;  
Wie zwei Welten gegenüber,  
Diese bleich und jene rot,  
Mitten inne kleine Sterne,  
An des Himmels Gürtel hoch;  
Unten dann die große Erde,  
Wo im tiefen Dunkel schon  
Blumen duften, Bäume rauschen  
Bei der Nachtigallen Ton.  
Blaß wird jede schöne Glut  
Und die Freude sinkt vom Thron;  
Fern ist ganz des Tages Mutter,  
Lichter scheint der bleiche Sohn.  
An dem Schimmer freut der Mensch sich  
Und ist auch im Dunkel froh.

### *13. Der Wanderer*

Wie deutlich des Mondes Licht  
Zu mir spricht,  
Mich beseelend zu der Reise:  
»Folge treu dem alten Gleise,  
Wähle keine Heimat nicht.  
Ew'ge Plage  
Bringen sonst die schweren Tage;  
Fort zu ändern  
Sollst du wechseln, sollst du wandern,  
Leicht entfliehend jeder Klage.«

Sanfte Ebb' und hohe Flut,  
Tief im Mut,  
Wandr' ich so im Dunkel weiter,  
Steige mutig, singe heiter,  
Und die Welt erscheint mir gut.  
Alles reine  
Seh' ich mild im Widerscheine,  
Nichts verworren  
In des Tages Glut verdorren:  
Froh umgeben, doch alleine.

### *14. Der Mond*

Es streben alle Kräfte,  
So matt sie sind, zur Erde doch zu wirken.  
In den ew'gen Bezirken  
Der schönen Welt ist das nur mein Geschäft;  
Das muß ohnmächtig immer ich versuchen,  
Und traurig dem beschränkten Lese fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen,  
Und warme Sommernächte schön erhellen,  
Wo leise Freudewellen  
Der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen;  
Sind's Sonnengeister nur, die sanfter spielen.  
Mein eignes Wesen könnt ihr so nicht fühlen.

Doch wenn ich seltsam scheine,  
Aus dunkeln Wolken ängstlich vorgeschlichen;  
Dann ist die Hüll' entwichen,  
Es merkt der Mensch mit Schaudern, was ich meine.  
So zeigen Geister sich, um euch zu wecken,  
Und lassen ahnden die verborgnen Schrecken.

### *15. Zwei Nachtigallen*

Die Erste

Sieh, es steigt zum dunkeln Throne  
Schon die Nacht im blauen Mantel;  
Und so ströme volle Wogen  
Liebeslust in heißer Klage.

Die Zweite

Was die Worte nimmer sagten,  
Was in tiefem Herzen wohnt;  
Das ertöne im Gesange,  
Das verschöne sich im Chore!

Die Erste

Lange war die Brust verschlossen,  
Und mir fremd die süßen Gaben.  
Was ich wußte, war nur Hoffen,  
Bis der Liebe Ruf mir schallte.

Die Zweite

Wenn der Liebe Ruf uns fasset,  
Blüht ein Sternengürtel oben;  
Wenn die Kindheit uns verlassen,  
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die Erste

Selig war ich ganz geworden,  
Kühl gelindert das Verlangen,  
Als inmitten solcher Wonne  
Neu die alten Schmerzen kamen.

Die Zweite

Nur die Ew'gen dort im Glanze  
Sind befreit vom dunkeln Lose,  
Daß wo Freuden sich entfalten,  
Neue Trauer mitgekommen.

Die Erste

In der Trauer blühen Rosen.  
Seit die Brust im Schmerz gebadet,  
Der aus hoher Lust geflossen,  
Kann ich in Gesängen klagen.

Die Zweite

Süße Weihung treuen Gatten,  
Wenn sie gleichen Schmerz gesogen!  
Was kein Irdischer erraten,  
Finden sie im gleichen Tode.

Beide

Es verschönet sich im Chore  
Liebesglut in heißer Klage;  
Was die Sonne nimmer sagte,  
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

#### *16. Das Mädchen*

Wie so innig, möcht ich sagen,  
Sich der Meine mir ergibt,  
Um zu lindern meine Klagen,  
Daß er nicht so innig liebt.

Will ich's sagen, so entschwebt es;  
Wären Töne mir verliehen,  
Flöss' es hin in Harmonien,  
Denn in jenen Tönen lebt es.

Nur die Nachtigall kann sagen,  
Wie er innig sich mir gibt,  
Um zu lindern meine Klagen,  
Daß er nicht so innig liebt.

#### *17. Der Wasserfall*

Wenn langsam Welle sich an Welle schließet,  
Im breiten Bette fließet still das Leben,  
Wird jeder Wunsch verschweben in den einen:  
Nichts soll des Daseins reinen Fluß dir stören.  
Läßt du dein Herz betören durch die Liebe,  
So werden alle Triebe, losgelassen,  
Der Kraft in vollen Massen sich entladen,  
Daß unten tief sich baden die Gefühle,  
Im buntesten Gewühle wilder rauschen,  
Bis ferne Männer lauschen, und voll Bangen  
Das nah zu sehn verlangen, was mit Grausen  
Die Seel' erfüllt im Sausen solcher Wogen,  
Die manchen schon betrogen, und nicht ruhten,  
Bis tiefer in die Fluten ew'ger Leiden  
Verschlungen sie die beiden, die vereinet  
Im Silberschaum den süßen Tod beweinet.



### *18. Die Blumen*

Die schönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,  
Man darf den süßen Putz nicht mehr entfalten.  
Wie ziemt' es auch zu solchen hohen Tänzen,  
Wo Sterne heilig walten,  
Die das Azur umkränzen,  
Und nimmer wohl veralten?  
Wenn sich des Himmels Blumen herrlich zeigen,  
So muß der Erde Kinderglanz ja schweigen.

Das Eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,  
Daß wir in Düften unser Sein verkünden;  
Muß jungen Blüten noch die Lust erlauben,  
Wo sie in dunklen Gründen  
Und schön geflochtenen Lauben  
So innig sich verbünden,  
Die Luft mit süßerm Wohlgeruch zu füllen,  
Je dichter sie sich selbst in Schatten hüllen.

Vergeblich strebt der Mensch mit schlaudem Sinne,  
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,  
Daß jeder Blume Geist sein Geist gewinne!  
Wo holde Lüfte spielen,  
Daß jeder Hauch zerrinne,  
Umflossen von Gefühlen  
Vergißt er bald, von welcher Lust er trinket,  
Wenn er berauscht in Balsamfluten sinket.

### *19. Der Sänger*

Nimmer wird das Leid geendet,  
Dem die Lieder nur gefallen,  
Die von ferne leise hallen,  
Wo es gern sie hingesendet,  
Daß sie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfassen,  
Schöne Liebe gleich erhören,  
Liebe Schönheit sich betören,  
Muß ich Fernes doch verlangen,  
Und nur auf das Echo hören.

So wird nie mein Sinn gewendet,  
Wenn er hört die Lieder schallen,  
Die von ferne leise hallen,  
Wo er gern sie hingesendet,  
Daß sie wieder zu ihm wallen.

### *20. Die Sterne*

Du staunest, o Mensch, was heilig wir strahlen?  
O folgtest du nur den himmlischen Winken,  
Vernähmest du besser, was freundlich wir blinken,  
Wie wären verschwunden die irdischen Qualen!

Dann flösse die Liebe aus ewigen Schalen,  
Es atmeten alle in reinen Azuren,  
Das lichtblaue Meer umschwebte die Fluren,  
Es funkelten Stern' auf den heimischen Talen.

Aus göttlicher Quelle sind alle genommen,  
Ist jegliches Wesen nicht Eines im Chore?  
Nun sind ja geöffnet die himmlischen Tore,  
Was soll denn das bange Verzagen noch frommen?  
O wäret ihr schon zur Tiefe geklommen,  
So sähet das Haupt ihr von Sternen umflogen  
Und spielend ums Herz die kindlichen Wogen,  
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

### *21. Die Gebüsche*

Es wehet kühl und leise  
Die Luft durch dunkle Auen,  
Und nur der Himmel lächelt  
Aus tausend hellen Augen.  
Es regt nur Eine Seele  
Sich in der Meere Brausen,  
Und in den leisen Worten,  
Die durch die Blätter rauschen.  
So tönt in Welle Welle,  
Wo Geister heimlich trauren;  
So folgen Worte Worten,  
Wo Geister Leben hauchen.  
Durch alle Töne tönet  
Im bunten Erdentraume  
Ein leiser Ton gezogen,  
Für den, der heimlich lauschet.

### *22. Der Dichter*

Der schwarze Mantel will sich dichter falten,  
Die freundlichen Gespräche sind verschollen;  
Wo allen Wesen tief Gesang entquollen,  
Da muß die stumme Einsamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,  
Und Fantasie nicht mehr der Täuschung zollen;  
Was farbig prangt, muß bald ins Dunkel rollen,  
Nur unsichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!  
Es strahlt in dir des Lichtes Licht dem Frommen,  
Führt ihn ins große All aus engen Mauern;

Er ist ins Innre der Natur gekommen,  
Und kann um ird'schen Glanz nun nicht mehr trauern,  
Weil schon die Binde ihm vom Haupt genommen.

# »Und denke, dass ich denke« – der Zyklus *Abendröthe*

Zwischen 1800 und 1801, am Ende seiner Jenaer Zeit (1796-1802), als er sich an der dortigen Universität habilitiert und eine Vorlesung über Transzendentalphilosophie hält, verfasst Friedrich Schlegel den 22 Gedichte umfassenden Zyklus *Abendröthe*, ein »Landschaftsgemälde des nahenden Abends und der aufkommenden Nacht«, erstmals veröffentlicht im *Musen-Almanach für das Jahr 1802*. Dem Werk wurde offensichtlich keine besonders große Wirkung und Bekanntheit zuteil, immerhin aber fand Franz Schubert es reizvoll, und immerhin heißt es in einer ausführlichen Rezension durch den romantischen Sprachforscher August Ferdinand Bernhardi im Jahr der Veröffentlichung: »Mitten strömt der Fluß sanft dahin, ein Bild des Auffassens des Universums in seiner Reinheit und Klarheit und sanft mit der Schönheit spielend«. Diese Worte zeigen nicht viel von der tatsächlichen Kompliziertheit des Werkes, aber sie verweisen auf in ihm verborgene Aspekte einer noch klassischen Ästhetik. In Bernhardis zitiertem Satz scheint das Bild vom vergangenen Tag auf, der in Schlegels Werk im Übergang zur Nacht erinnert wird, während den noch einmal in Sinnenverführung, Aufregung und Bedeutung überbordenden Minuten des Abendrots. Dieser Sonnenuntergang ist Zeit und Ort, um des Vergangenen zu gedenken und dem Kommenden unsicher entgegenzusehen.

Der vergehende Tag mag für ein geordnetes Leben stehen, das sich, ausgewogen und von Vernunft geleitet, in Geist und Sinnlichkeit, in Gefühl und Vernunft, beim Einzelnen und in Gemeinschaft verwirklicht. Gleichsam am Vorabend der Romantik, die sich mit der nun kommenden Nacht ankündigt, scheint hier noch einmal der nun entschwindenden Zeit der Klassik gedacht zu werden, mit ihrer Formsicherheit, ihrer Harmonie, ihrem Ideal der Schönheit. Die Nacht stellt aber neue ästhetische Inhalte vor: An die Stelle des noch aus der Aufklärung herüberscheinenden Lichts tritt Dunkelheit; Traumhaftigkeit und tiefes Empfinden ersetzen den unkomplizierten, teils schwärmerischen Umgang mit der Wirklichkeit und ihrer klaren Auffassung. Von eigenen und fremden Dämonen geleitet folgt man nunmehr seiner geheimnisgeleiteten Fantasie und lässt ein Leben hinter sich, das nach Bildung, Humanität, Universalität, Vollkommenheit und Übereinstimmung von Pflicht und Neigung zu streben gewohnt war. Sehnsucht, Leidenschaft, auch Gefahren werden wichtiger als Ausgewogenheit, Sinnhaftigkeit und Sicherheit. Die Reminiszenz des vergangenen Tages an der Schwelle zur kommenden Nacht kann also allegorisch für das Heraufziehen einer sich zur Vorgängerin vielfach konträr verhaltenden, neuen Epoche stehen. In den zweiundzwanzig *Abendröthe*-Gedichten werden diese beiden Epochen also mittels Symbolen einander gegenübergestellt, was – als typisches Charakteristikum der Romantik – allein schon dafürspricht, dass dieses Werk selbst ein romantisches ist. Zum Zeitpunkt des Epochenübergangs aber, den Friedrich Schlegel mit seiner romantischen

Literaturtheorie fundamental geprägt, ja mitbegründet hat, zum Zeitpunkt kurz vor der Dämmerung also, oder auch in einer nostalgisch anmutenden Rückschau, wird dieser Übergang der Welten ineinander beobachtet, untersucht und beschrieben: Die Wahrnehmung der Welt, ihr Verständnis und ihre Abbildung verändern sich.

Gemäß Schlegels Konzept der ›progressiven Universalpoesie‹ tritt die Person des Dichters in dem Zyklus in einem besonderen Maß inhaltlich hervor: Der zunehmend selbstreflexive Charakter der Poesie gipfelt in der Hereinnahme des Dichters in das Werk selbst. So werden nicht nur beide Teile der *Abendröthe* mit einem Dichterwort resümierend beschlossen, sondern es scheint die Person des Dichters im ersten einleitenden Gedicht zu meinen, dass die in dem nun Kommenden zu leistende Reflexion dem Dichter vorbehalten bleibe. Auch im Lied *Der Hirt* wird die konstitutive Rolle des Dichters offenbar: »[...] Und nur denke, dass ich denke«. Dieser wichtige Aspekt Schlegelscher Ironie – die ›poetische Reflexion‹ –, durch welche der Poet explizit selbst Teil seiner von ihm geschaffenen Poesie zu sein hat, spiegelt sich auch in der pantheistischen Gesamtanlage der Tag-Nacht-Schau dieses Werks wider, speziell in den Liedern Nr. 1, 11 und 21, wo Schöpfung und Schöpfer als identisch erkannt werden: »Alles scheint dem Dichter redend, denn er hat den Sinn gefunden«, »In heiliger Natur nur lebt sein Leben«, »So tönt in Welle Welle, [...] So folgen Worte Worten«. Es stellt sich eine Art programmatisches ›Schweben‹ ein – dieser Begriff kommt im Text mehrfach vor und wird beispielsweise auch von Manfred Trojahn als Anweisung für das Lied *Der Mond* benutzt –, wo Gegensätzliches voneinander unterschieden wird und sich dennoch gegenseitig balanciert, wo sich aber auch der Einfluss des Künstlers auf den Inhalt seines Werkes mit der Rückwirkung dessen auf ihn selbst in einem Gleichgewicht befindet.

Im Jahr 1818 begann Franz Schubert, Gedichte aus diesem Zyklus zu vertonen; bis zum Jahr 1823 wurden es elf Lieder. Sie sind von einer geteilten Stilistik geprägt, die zeitlich aber nicht zwingend zuordenbar scheint. Im Jahr 2012 schließlich vervollständigte Manfred Trojahn den Zyklus musikalisch durch die Vertonung der restlichen elf Gedichte.

Wie in den Gedichten Schlegels einander »zwei Welten gegenüber« stehen (Nr. 12), so zeigen sich auch in Schuberts Vertonungen Reminiszenzen an eine einfache, klassisch oder sogar empfindsam anmutende Natürlichkeit, Schwärmerei und heitere Gelassenheit (*Die Berge, Die Vögel, Der Knabe, Die Rose, Der Schmetterling*), in welchen die Natur die Innenwelt spiegelt. Diesen ein wenig volkslied-, ja eigentlich kinderliedartig wirkenden Stücken stehen gewohnt romantische, breiter ausgreifende, formal freiere, problematisierende Lieder gegenüber (*Abendröthe, Der Fluß, Der Wanderer, Das Mädchen, Die Sterne, Die Gebüsche*), in denen sich beispielsweise der für den reiferen Schubert so signifikante abrupte Dur-/Moll-Wechsel zeigt.

Trojahns Vertonungen hingegen wirken stilistisch einheitlicher: Ihnen wohnt insgesamt eine grundsätzliche kontemplative Ruhe inne, die sich zwar mit den beschriebenen Bildern aufräufend bewegen kann (z. B. in *Die Sonne* und *Der Wasserfall*), aber doch immer zu sich selbst zurückkehrt. Das Kontemplative zeigt sich besonders in rhythmischer Einfachheit und im insgesamt eher traditionellen Aufbau der Liedstrukturen. Kontrastreiche Dynamik und Melodien mit Resten von Harmoniebezügen ermöglichen extensive koloristisch-illustrative Wirkungen, die jedoch nicht als Pleonasmus misszuverstehen sind. Eher scheint durch die sinnlich-bildlichen Beschreibungen ausgewählter Szenerien die Bedeutung von Tag und Nacht in abstrakt-übertragenem Sinn begreifbar gemacht zu werden. Dieser deklamatorischen Bedeutungsebene steht ein tonal wenig gebundener, oft irritierender Klavierpart gegenüber.

Die Bedeutung des gesamten, vielschichtig verwobenen und verbundenen Zyklus mag also auch musikalisch in einem Begreifen des Lebens aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive liegen.

Die beiden Teile des Gedichtzyklus werden durch programmatische Gedichte eingeleitet – einmal als Rückblick auf den vergangenen Tag (mit den Attributen Farbe, Wärme, Harmonie) und einmal als Ausblick auf die kommende Nacht. Hat man im ersten Gedicht noch den Eindruck von einer noch goethesch geprägten ›Sphärenharmonie‹, macht die Einleitung zum zweiten Teil klar, dass diese Balanciertheit in den nun einander gegenüberstehenden »zwei Welten« nicht mehr besteht: Ist die Sonne Mutter gewesen, bleibt der Mond nur als Sohn übrig. »Blaß wird jede schöne Glut, / Und die Freude sinkt vom Thron« – was am Tag »Freude« war, lässt einen allenfalls »froh« bleiben. Was nun kommt, ist bleich, kalt, macht ängstlich und unsicher. Die Erde verliert in der Nacht die Farben, das klare Sehen, die Konturen und das Licht (der Vernunft). An deren Stelle treten diffusere Sinneseindrücke: Geruch, Geräusch, Töne und die einzig übrigbleibende Farbe Azur, das Blau der Sehnsucht (Lieder Nr. 5, 15, 18, 20 – vgl. die Blaue Blume bei Novalis). Der Mond ist nur schwacher Ersatz für die Sonne, die Nacht ein Defizit des Tages.

Alle Gedichte erscheinen in Paaren angeordnet und verstärken so den Charakter des vielfachen Aufeinander-bezogen-Seins, ja der geradezu systemhaften Weltschau des Gedichtzyklus (Prolog I-Prolog II, Berge-Lüfte, Vögel-Knabe, Fluß-Wasserfall, Hirt-Sänger, Rose-Schmetterling, Wanderer-Gebüsche, Sonne-Mond, Nachtigallen-Mädchen, Blumen-Sterne, Dichter I-Dichter II). Zwischen den beiden Prologen und den die zwei Zykusteile jeweils beschließenden Dichterworten werden einzelne symbolhafte Elemente dieser beiden Welten im Sinne einer allegorischen Gesamtdarstellung beschrieben und bewertet:

*Die Berge* als Sinnbild menschlicher Begrenztheit und daraus sich entwickelnder transzendentaler Ahnung und Selbstüberhebung des Menschen.

*Die Vögel* als Symbol der Freiheit und des dadurch hervorgerufenen Neids des beschränkten Menschen, der sie als Jäger gefährdet.

*Der Knabe* als dessen Antagonist, der die Freiheit des Vogels nicht vernichten, sondern assimilieren möchte und sich so selbst in Gefahr bringt.

*Der Fluß* als Symbol der Inspiration. Der Wasserspiegel gibt dem Dichter den Eindruck seiner selbst als Inhalt seiner Dichtung an die Hand.

*Der Hirt* als Symbol für dichterische Reflexion (»Und nur denke, dass ich denke«). Schon am Mittag wird dem Dichter/Hirten die Angst vor dem Verlust des Tages bewusst. Möchte er in der ersten Strophe das Kommende einfach noch negieren (die Augen in Ruhe senken), scheint er sich in der letzten Strophe dichterisch der Nacht und seinen damit verbundenen Ängsten stellen zu wollen (die Abendstille in Ruhe senken).

*Die Rose* als Symbol für die gefährdete Jugend.

*Der Schmetterling* als Antwort darauf, als Symbol für die Unbekümmertheit. Nicht sich vor dem Verwelken als Symbol des vergehenden Tages fürchten, sondern sich den Farben, der Wärme, dem Licht hingeben will er. Der Abend mit seinem ekstatischen Rot macht das komplementäre Grün der Wiese noch stärker, lässt die Lebenslust noch stärker werden. Ein Plädoyer für das Negieren von Rück- und Vorausschau, für ein Leben im Augenblick.

*Die Sonne* als Symbol für die Mutter, die ihre Kinder beschützt und beklagt, dass sie diese in der kalten Nacht allein lassen muss. Sie versucht, mit der abendroten Glut noch ausreichend Wärme zum Überdauern der Nacht zu schaffen.

*Die Lüfte* als Symbol der Gelassenheit und Beruhigung.

*Der Wanderer*, spätere Verkörperung der Romantik als Symbol für die Einsamkeit. Der dem Mond und seinem Leuchten zugeschriebene Rat zum Verzicht auf Heimat, Freundschaft, Liebe, um Schmerz, Leid und Trauer zu vermeiden, führt in die Einsamkeit.

*Der Mond* beklagt diese Einsamkeit. Während die Sonne mit Licht, Wärme und Farben das Leben auf der Erde mitgestaltet, ja erst möglich macht, kann der Mond die Restwärme nachts allenfalls noch ein wenig illuminieren. Wolken hingegen und das durch sie eingeschränkte diffuse Leuchten des Mondes erklären dessen mit Düsternis, Angst und Gefahr beschriebenes, ihm zugeschriebenes Wesen.

Die *Zwei Nachtigallen* verkörpern die Liebe und den Gesang. Die Liebe gewinnt in der Nacht die Klage um sich selbst hinzu. Die Liebe des Tages macht die nächtliche Klage um sie, der Gewinn den Verlust, sogar der Tag die Nacht nötig. Nur die »Ew'gen« sind vom Verlust der Liebe befreit, ohne sich wie *Der Wanderer* dieser verschließen zu müssen.

*Das Mädchen* kann nicht einfach durch triviales Flehen die geringere Liebe ihres Geliebten ihrer eigenen gleich groß werden lassen. Nur der nächtliche Gesang (als Symbol für die Kunst) kann über die Wirklichkeit erheben, durch das Erschaffen einer eigenen Wahrheit (des Schönen).

*Der Wasserfall* als Symbol der Endlichkeit des Lebens. Die harmonischen Wellen des Flusses werden im Laufe der Liebe zu turbulenten Strömungen, als Folge von Wirrungen und als Zeichen für den Untergang. Der schließlich beruhigte Fluss inspiriert wiederum zu künstlerischer Klage.

*Die Blumen* verkörpern das Nicht-Gewusste. Durch die Nacht ihrer Farbe und Kontur beraubt, wirken sie nur noch durch ihren Duft, der aber in der Dunkelheit umso stärker wirkt. Sie lassen sich nicht wie die Tageswirklichkeit mit dem Verstand begreifen, aber die sorglos machenden Lüfte (Lied Nr. 10) lassen eine unreflektierte Hingabe an die Gerüche zu.

*Der Sänger* und seine Kunst sind die der Tagesgegenwart, die nächtlich rückbesinnende Kunst der Nachtigallen-Klage muss dagegen fern sein. Nur die Kunst des Sängers aber lässt die Liebe in der Gegenwart blühen.

*Die Sterne* sind »des Himmels [nächtliche] Blumen« (Lied Nr. 18), sie symbolisieren die ewige Wahrheit, werden aber zwischen Sonne und Mond leicht vergessen. Die Angst der Nacht ist wie die Begrenztheit des Tages in ihnen aufgehoben.

*Die Gebüsche* symbolisieren das Geheimnis des Lebens, für dessen Bewegung seine Bedeutung sorgt. Wenn der Mensch offen ist für die Bedeutung als sein Agens, kann er des Lebens Schönheit begreifen. Der Lufthauch, die lächelnden Augen, Seele, Welle, Worte, der leise Ton – sie alle sind Zeichen für die Identität von Schöpfer und Schöpfung.

Die jeweils abschließenden *Dichter*-Worte reden vom Vergehen, das erste vom Sterben und der noch lebendigen Ahnung ekstatischer Verklärung, das zweite vom Tod. Hier erlöschen nun alle Farben, nur »des Lichtes Licht« bleibt, als eine Idee von Gott als letztem Trost und letzter, unsagbarer Bedeutung.

Die letzten vier Zeilen des Gedichtes *Die Gebüsche*, mit welchem Schubert seine *Abendröthe*-Vertonungen begann, wirken geradezu wie ein poetisches Programm:

Durch alle Töne tönet  
Im bunten Erdentraume  
Ein leiser Ton gezogen,  
Für den, der heimlich lauschet.

Es verwundert also nicht, dass der intime Literaturkenner Robert Schumann diese seiner Fantasie op. 17 als Motto vorangestellt hat. Aber auch literarisch blieb die heute gänzlich unbekannte Schlegelsche *Abendröthe* wohl nicht ganz ohne Wirkung, scheinen doch gerade diese vier zitierten Zeilen einem anderen Vierzeiler so ähnlich, dass sie wie die Inspiration dazu erscheinen, zu Joseph von Eichendorffs ikonisch-epigrammatischem Gedicht *Wünschelrute* aus dem Jahr 1835, das als Motto für die gesamte Romantik gelten kann:

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.

(Der Lyriker Friedrich Schlegel ist wenig untersucht, der Zyklus *Abendröthe* in der Forschung noch nicht erschlossen. Für das Zurverfügungstellen einiger in diesen Programmhefttext eingeflossener Fakten danke ich sehr herzlich Herrn Dr. Helmut Hühn, »Forschungsstelle Europäische Romantik« der Friedrich-Schiller-Universität Jena. – gez. Christian Gerhaher)